Zeitschrift: Burgdorfer Jahrbuch
Herausgeber: Verein Burgdorfer Jahrbuch
Band: 83 (2016)

Artikel: Jost von Brechershäusern
Autor: Dubois, Alain / Tosato-Rigo, Daniele
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1073644

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.09.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Jost von Brechershäusern

Ein Berner Bauer des 17. Jahrhunderts zwischen seinem Berufsstand und seiner Konfession

Alain Dubois † und Danièle Tosato-Rigo

Französischer Originaltitel: Jost von Brechershäusern – Un paysan bernois du XVIIe siècle entre solidarité de classe et solidarité confessionnelle
Übertragung aus dem Französischen: Dorothee Kesselring

Einleitung der Herausgeber

Alfred Bärtschi, ehemaliger Lehrer im Schulhaus Kaltacker/Heimiswil, veröffentlichte im Burgdorfer Jahrbuch 1958 die um die Mitte des 17. Jahrhunderts entstandene Chronik des Jost von Brechershäusern.
In den 1980er-Jahren befasste sich Frau Danièle Tosato-Rigo aus Lausanne im Rahmen ihres Geschichtsstudiums mit dem Chronisten Jost, einem wohlhabenden Hofbauern aus dem Weiler Brechershäusern bei Wynigen. Ihre 2009 im Druck erschienene Dissertation widmet sich dem gleichen Thema. Im inzwischen vergriffenen Band 10 des Schweizerischen Jahrbuchs für Wirtschafts- und Sozialgeschichte (publiziert 1992 im Chronos-Verlag) ist unter dem Haupttitel «Die Bauern in der Geschichte der Schweiz» der oben erwähnte Aufsatz «Un paysan bernois…» von Prof. Alain Dubois und Danièle Tosato-Rigo zu finden. Der Sammelband «Berns mächtige Zeit», erschienen 2006, enthält ebenfalls einen kurzen Artikel von D. Tosato-Rigo mit dem Titel «La chronique de Jodocus Jost (1589–1657)».

Bei einem Besuch der Sekundarlehrerin Dorothee Kesselring aus Saanen bei der befreundeten Familie Aeschimann in Wynigen im Jahr 2010 kam zur Sprache, dass die interessanten Berichte von Frau Tosato-Rigo leider nur in französischer Sprache vorlägen. Hugo Aeschimann, der sich als Lokalhistoriker beim Verkehrs- und Verschönerungsverein Wynigen betätigt, wünschte sich eine deutsche Übersetzung zum Nutzen der Gemeinde Wynigen und der ganzen Region.

Wir freuen uns, der Leserschaft des Burgdorfer Jahrbuchs hiermit das gelungene Übersetzungswerk von Frau Kesselring vorlegen zu dürfen. Mit uns freut sich Frau Dr. Danièle Tosato-Rigo, unterdessen Professorin für Neuere Geschichte an der Universität Lausanne.

Einführung

Unter den Schriften, die den schweizerischen Bauernstand des 17. Jahrhunderts und seine Geisteswelt betreffen, stammen nur wenige unmittelbar aus der Feder eines Bauern. Dies ist leicht zu verstehen: Um sich schriftlich auszudrücken, waren, ausser dass man lesen und schreiben konnte, der Wille, Zeit und die Mittel, «das Papier zu schwärzen», nötig, was auch bedeutete, dass man sich von seinesgleichen durch eine Tätigkeit unterschied, die im bäuerlichen Umfeld kaum anerkannt war. Waren einmal diese Hindernisse überwunden, so war es nicht selbstverständlich, dass das Tagebuch, das Kontobuch, die Chronik «überlebten» oder über die Jahrhunderte weg mindestens Spuren hinterliessen. Dies geschah aber mit der Chronik des Jost von Brechershäusern, auch bekannt unter dem Namen Jodokus Jost[1], einem Bauern aus dem unteren Emmental. 1892 durch W. F. von Mülinen, dann 1956 durch A. Bärtschi[2] publiziert, erscheint diese Chronik in der schweizerischen Geschichtsschreibung vor allem als Beitrag zum Bauernkrieg.[3] Sie verdient es jedoch, um ihrer selbst willen gelesen zu werden, denn sie wirft einen Blick auf die bäuerliche Geisteswelt und die Lebensbedingungen des schweizerischen Bauernstandes.

Wer war Jost von Brechershäusern? Wir besitzen nur wenige biografische Informationen, was nicht verwundert, wenn man an seine Herkunft denkt. Wir wissen, dass er zwischen 1590 und 1657 lebte, dass er zweimal verheiratet war und aus seiner ersten Ehe sieben Kinder hatte, von denen ihn vier überlebten. Sein Hof in Brechershäusern, der heute noch steht, zeugt von der Unabhängigkeit und dem Wohlstand der Emmentaler Hofbauern. Sie waren nicht zur Dreifelderwirtschaft gezwungen, lebten in den Hügeln versteckt in Streusiedlungen und besassen Felder, Wälder, Wiesen und Weiden.[4] Josts Stellung als Hofbauer zeigt, dass er Zugtiere besessen haben muss und über vermarktbare Produktionsüberschüsse verfügte: vor allem Getreide und Vieh. So nimmt Jost eine Position in der Oberschicht der ländlichen Bevölkerung ein, die damals zu mehr als 60% aus Tagelöhnern bestand. Er scheint, wie alle Hofbauern, solche eingestellt zu haben.[5] Die starke Präsenz des Familiennamens Jost im Emmental macht diesbezügliche Überprüfungen jedoch schwierig. Die kurze, ungefähr 20 Seiten umfassende Chronik ist anscheinend der einzige Text, den Jost geschrieben hat; er tat dies gegen Ende seines Lebens. Warum dieser Schritt zum Geschriebenen? Jost ist nicht Ulrich Bräker – ein Jahrhundert trennt die beiden voneinander. Schriftstellerischer Ehrgeiz liegt ihm fern.

Noch gab es keine Lesezirkel, wo er seinen Horizont erweitern und mit kultivierten Bürgern in Kontakt hätte treten können. Er scheint zur Feder gegriffen zu haben, um mit seinen langen Winternächten etwas anzufangen: «Die Ursach dieses unnothwendigen Schreibens war diese: Einfarth [einfach?] ist diess in langen Kiltnächten geschrieben, hiemit nüt damit versaumt worden, und nur von Kurzweil wegen geschrieben, sondern alles selbsten gesehen, auch vermeind den Nachkommenden darmit zu dienen.»[6] Der Nachdruck, mit dem Jost sein Werk rechtfertigt, ist für die bäuerliche Mentalität aufschlussreich. Schreiben ohne ein unmittelbar nützliches Ziel wird nicht als Arbeit betrachtet. Eine solche Tätigkeit rechtfertigt sich also nur, wenn sie einem höheren Ziel dient und wenn die Zeit, die dafür aufgewendet wird, die beruflichen Verpflichtungen nicht beeinträchtigt. Das klar definierte Ziel des Autors ist, zu verhindern, dass die Erinnerung an die wichtigen Ereignisse, die er selber erlebt hat, verloren geht. Die Zeit, die er dem Schreiben widmet, geht auf Kosten des Schlafes. Welches sind nun in seinen Augen die wichtigen Begebenheiten, die seine Nachkommen, für die er diese Seiten bestimmt hat, kennen müssen? Wovon unterrichtet dieser Bauer die Nachwelt? Entgegen dem, was der Leser von so einem Bericht erwarten könnte, handelt es sich nicht um wichtige Geschehnisse aus seinem Familienleben, zum Beispiel Hochzeiten, Geburten, Todesfälle, Glück oder Unglück im Leben der Seinen – vielleicht mit einer Ausnahme. Er erzählt keine bedeutenden Begebenheiten aus seinem Bauernleben wie guten und schlechten Ernten, Viehseuchen, Zuchterfolgen oder zur Verschönerung seines Hofes unternommenen Arbeiten. Auch lernt der Leser sozusagen nichts über das soziale Leben Josts kennen, von der Rolle, die er vielleicht in seiner Kirchgemeinde gespielt hat, von möglichen Konflikten mit Nachbarn, von Auseinandersetzungen mit Behörden. Entweder er spricht überhaupt nicht davon oder er begnügt sich mit sehr vagen und spärlichen Andeutungen. Ausser einem einzigen Mal erscheint der Autor nirgends als handelnde Person, nie steht er im Vordergrund. Sein Bericht gleicht also keineswegs einem Tagebuch und noch viel weniger einer Autobiografie. Was er erzählt und was ihn zu Überlegungen und Urteilen anregt, sind die Erinnerungen an aussergewöhnliche Geschehnisse von nah oder fern, die er als «historisch» betrachtet und die beträchtliche Auswirkungen auf das soziale Leben und die Länder gehabt haben. Dies alles verbindet er mit seinen Gedanken und Vorstellungen.

Auf der lokalen beziehungsweise regionalen Ebene lobt Jost die Wohltätigkeit des Wyniger Ammanns Nikolaus Wild, seines lokalen Helden und

Vorbildes, und dessen Sohnes Tobias Wild. Er weist hin auf den Kirchturm-Neubau im Nachbardorf, zahlreiche durch Feuer zerstörte Bauernhäuser, auf die Gründe, die zur Verarmung der Kirchgemeinde Wynigen geführt haben, die Pest oder andere Epidemien von 1612, 1626 und 1628. Er erzählt von einer aussergewöhnlichen Teuerung, der Invasion der Schweiz 1647 durch plündernde Flüchtlinge und die Jagd auf diese, um sich ihrer zu entledigen, und auf die furchtbaren Überschwemmungen 1651. Doch das Hauptaugenmerk seines Berichtes richtet er auf die drei Kriege, die er aus der Nähe oder von fern miterlebt hat, und auf ihre Folgen und Auswirkungen: den Dreissigjährigen Krieg, den Bauern- und den Villmergerkrieg. Seine Erzählung ist – mit einigen Abweichungen – chronologisch. Eine Ausnahme bilden die rein lokalen Angelegenheiten, aus denen gewissermassen seine Einführung besteht. Damit zeigt er, dass diese in seinen Augen nicht die Hauptsache seines Berichts sind, sondern eine Art Einleitung, ein Test zur Prüfung seiner Ausdrucksfähigkeit und der Zuverlässigkeit seines Gedächtnisses.

Beim Bauernhaus Nr. 340 in Brechershäusern / Wynigen handelt es sich nicht wie früher angenommen um den Hof des Chronisten Jost, denn dieses Gebäude wurde laut neueren Erkenntnissen und dendrochronologischen Untersuchungen erst 1681 durch seine Nachfahren errichtet (Foto: Trudi Kohler)

Der Dreissigjährige Krieg

Unter den wichtigen Ereignissen, mit denen sich Jost intensiv beschäftigt, finden wir also einen bewaffneten Konflikt von internationaler Dimension: den Dreissigjährigen Krieg. Wie sieht dieser Bauer, der wohl nie eine andere Schule als die seines Dorfes besucht und auch nie seine Region verlassen hat, diesen Krieg, der sich fern von seinem Emmental abgespielt hat? Die Seiten, die er diesem Thema widmet, zeigen den klaren Standpunkt eines Zeitgenossen. Er ist gleichzeitig Bauer, Berner, Eidgenosse und Protestant, eine vierfache Zugehörigkeit, die, wie wir sehen werden, seine Äusserungen beeinflusst.

Der untere Brechershäusernhof auf einem Plan von Ing. W. R. Kutter 1844: Mit grosser Wahrscheinlichkeit ist der vom Chronisten Jost bewohnte Vorgängerbau im Bereich des später als «Küherhaus» bezeichneten Gebäudes (rechts unten) zu suchen (Abbildung zur Verfügung gestellt von der Kantonalen Denkmalpflege BE)

Er leitet seinen Bericht über den Dreissigjährigen Krieg ein, indem er verschiedene Gedanken verbindet, deren Logik nicht von vornherein klar ist: «Ano 1617 stund ein Comedsternen am Himmel ein ganzes Jahr lang […] damals war noch Fried und Ruh im ganzen Rych und Keyserthum […], die Geistlichen vermahnten allenthalben die Menschen zur Buss und Besserung des Lebens […]. Nun was beschahe, ehe de Comed vergieng, finge an der Keiser toben und wüten, mit einer grossen Kriegsmacht […].»[7] Für Jost beginnt der Konflikt in Österreich mit dem Kampf Tillys gegen die Protestanten: «Nun der Dilli sammelt ein grossen Zeug, und Kriegsmacht, wohl über die 8000 zu Ross und zu Fuss, und an die Aentzer hin, jedoch könnte er ihnen wohl ein ganzes Jahr lang nit viel angewinnen, allein dass ihr Volk bald hier, bald dort im Stich geblieben, wie wohl man in Zeitungen gelesen dass sie dem Dilli mehr als hundert tausend Mann [sic] umgebracht in einem Jahr, ehe sie sich endlich ergeben müssten.»[8] Am Ende dieses Kampfes sahen sich der Kaiser und seine Befehlshaber ohne Gegner; sie begannen, die Reichsstädte zu belagern und zu erpressen. Jost legt Gewicht auf die Länge des Kampfes gegen die deutschen Protestanten. Er ist erschüttert über die Plünderung von Magdeburg, wo die durch die kaiserlichen Truppen begangenen Gräuel – in den Augen des Protestanten Jost – den Höhepunkt erreichen. Im Moment, sagt uns der Chronist, als die «Papisten» glaubten, alles sei gewonnen, habe der Krieg erst begonnen. Denn Gott konfrontierte sie beinahe wunderbarerweise mit einem heldenmütigen Gegner. Um seine Kirche vor den «Papisten» zu retten, schickte er ihr die Schweden nach Deutschland und an deren Spitze den tapferen Gustav Adolf. Die Bewunderung Josts für diesen Monarchen ist offensichtlich. Beeindruckt von dem Soldaten-König, diesem Schützling Gottes, hält der Chronist diesbezüglich ein bedeutsames Detail fest: Gustav Adolf entging einmal der Gefangenschaft, weil er wie durch ein Wunder vom Feind nicht wieder erkannt worden war. Nachdem Jost die Siege der Schweden breit geschildert hat, kommt er kurz auf die Ausweitung des Krieges zu sprechen: «Nun wie [der schwedische König] so tapfer stritte und ihme mehr Volk aus Schweden kame, fielen ihm allersyts die betrangtan völker zu, der Kurfürst aus Hessland, Braunschweig und andere Fürsten und Rychsstädt mehr, glychfalls auch der König aus Frankreich, das gebe also Krieg um Krieg, Bschiss und Trug bis in die 30 Jahr, wie die Schweden kamen bis zu dem 1649. Jahr, Du wurde der Frieden verkündet».[9] Wenn Jost die Tapferkeit der schwedischen Armee unterstreicht und ihren Siegen Beifall zollt, stellt er anschliessend doch die Frage

nach der Anzahl Menschenleben, die dieser Krieg gekostet hat: «Wie viel hundert tausend Menschen es in 29. Jahren, so lange dieser Krieg gewährt, könte einer nit wissen, wann jemand sagte, Zwey- oder dreihundert tausend, es wären noch einmal so viel nur in Streitigkeiten umkommen, ohne die Hunger gstorben und erfroren, deren ohne Zahl.»[10] Der Chronist schliesst den allgemeinen Teil seines Berichtes, indem er die verschiedenen Abschnitte der geografischen Ausbreitung des Krieges in Erinnerung ruft und – in richtiger chronologischer Folge – den Akzent auf die der Schweiz am nächsten liegenden Gegenden legt: die Markgrafschaft Baden, Württemberg, Graubünden, Schwaben, das Elsass, Konstanz, Breisach, die «Waldstädte» am Rhein (Waldshut, Laufenburg, Säckingen, Rheinfelden) und die Freigrafschaft.

Josts Sicht der einzelnen Kriegsphasen macht einige Kommentare nötig. Wir stellen fest, dass er einen Plan verfolgt. Im ersten Teil des Berichtes nennt er zuerst die Siege der Katholiken in Österreich und Deutschland, unterstrichen durch Zeichen des Himmels, dann die Siege der Schweden, stark personalisiert durch Gustav Adolf. Für den Autor ist es in erster Linie ein deutscher Krieg. Er erwähnt weder, was in Böhmen geschehen war, noch die berühmte Schlacht am Weissen Berg. Wenn die Gegner der kaiserlichen Truppen Josts ganze Sympathie geniessen, finden wir dennoch nur einen einzigen Helden auf ihrer Seite: Gustav Adolf. Weder Richelieu noch der Herzog von Rohan, immerhin ein Vorkämpfer der protestantischen Sache, auch nicht Hans Ludwig von Erlach, Berner und mit dabei im wichtigen Sieg der Protestanten bei der Einnahme der Festung von Breisach, werden genannt. Einzig Bernhard von Weimar erhält ein kurzes Lob als guter Befehlshaber und Nachfolger Gustav Adolfs über die schwedischen Truppen. Jost geht von der Schlacht bei Lützen zur Einnahme von Breisach über, ohne die furchtbare schwedische Niederlage bei Nördlingen zu erwähnen. Und dennoch weiss er um sie. Erst viel später macht er darüber eine Andeutung, nämlich im Teilbericht, der die schweizerischen Ereignisse im Zusammenhang mit dem Dreissigjährigen Krieg betrifft.[11] Josts Auswahl der Informationen zeigt sich nicht nur in Bezug auf absichtliche oder unabsichtliche Auslassungen, sondern auch im Gewicht, das er den verschiedenen Ereignissen und der Rolle der zentralen Personen verleiht bzw. nicht verleiht. Warum also erwähnt der Chronist die strategisch sehr wichtigen Bündner Wirren zu Kriegsanfang nicht, sondern kommt breit auf den Feldzug der kaiserlichen Truppen gegen die protestantische österreichische Minderheit, ein eher marginales Ereignis in den Augen der

Historiker, zu sprechen?[12] Die Antwort ist im Zusammenhang mit zwei eng miteinander verbundenen Faktoren zu sehen: einerseits den Informationen, über die der Chronist verfügte, und andererseits seiner Gesamtsicht des Konflikts.

Der Autor ist nicht immer ganz auf dem Laufenden über das Vorgefallene, was nicht weiter verwundert, wenn wir bedenken, dass die Nachrichten Zufälligkeiten unterlagen und die Regierungen aller Länder manches geheim hielten. Die Berner Regierung machte da keine Ausnahme von der Regel.[13] Manchmal lässt das Gedächtnis Jost im Stich. Er schreibt, dass Gustav Adolf während einer Schlacht in Leipzig statt bei Lützen stirbt, und besonders seine Daten sind nicht immer verlässlich. Er verlegt das Eingreifen der Schweden in Deutschland in den Februar 1630 statt in den Juni. Den Westfälischen Frieden datiert er 1649 statt 1648. Bestimmte Namen wie die von Tilly («Dilly»), Spinola («Spinelli») oder Horn («Ravishorn») werden unter seiner Feder verändert. Aber es sind nur vereinzelte Irrtümer, denen Jost unterliegt, wenn man seine Stellung und die Zeit berücksichtigt, die seit dem Ereignis bis zum Moment verflossen ist, wo er seine Chronik niederschreibt. Mögen im Übrigen seine Informationen selektiv sein, so sind sie doch selten ganz falsch. Er unterscheidet übrigens zwischen dem, was er vom Hörensagen über diesen Krieg weiss, und dem, was er selber erlebt hat. Gegen das Ende seines Berichtes über den Krieg im Allgemeinen fügt er nämlich einen Passus an unter dem Titel «Jetzunder will ich von dem Kriegswesen schreiben, das ich selber erlebt habe».[14]

Woher bezieht Jost seine Informationen? In seiner Chronik macht er nur sehr selten Andeutungen über seine Quellen. Dies ist zweimal der Fall in seinem Text über den Dreissigjährigen Krieg: Das erste Mal geht es um Tillys Schlacht gegen die österreichischen Protestanten, wo Jost präzisiert, «wie wohl man in Zeitungen gelesen»,[15] und das zweite Mal um die schwedischen Siege, wo er sagt, «als man aus den Zeitungen und sonst erfahren».[16] «Sonst erfahren» enthält zweifellos die Informationen, die Jost durch reisende Händler, von Feldzügen zurückgekehrte Söldner oder auch durch die sonntägliche Predigt des Pfarrers, vielleicht sogar durch geflüchtete österreichische Pfarrer in Bern erfahren hat. Jost verfügt auch über schriftliche Quellen. Ausser der Bibel, die er nicht erwähnt, so klar ist es, dass er sich auf sie beruft, hat er «Zeitungen» gelesen – die ersten Wochenblätter erscheinen genau zur Zeit des Dreissigjährigen Krieges – und ohne Zweifel Flugblätter, von denen es während dieses Krieges immer

mehr gibt, vor allem im Moment des Eintritts Schwedens in den Krieg. Tatsächlich hatte Gustav Adolf, unterstützt durch die schwedische Geistlichkeit, eine intensive politisch-religiöse Propaganda in Form von Schriften, Broschüren und Flugblättern entwickelt, um die deutschen Protestanten und seine eigenen Untertanen von der Rechtmässigkeit seines Kriegseintritts zu überzeugen.[17] Diese waren mehrheitlich Bauern, auf denen der immer wiederkehrende Zusammenzug von Truppen schwer lastete. Der Kampf gegen das drohende Vordringen des «päpstlichen Jochs» musste das Eingreifen des Königs im Deutschen Reich legitimieren. Das berühmte «Kriegsmanifest», das Gustav Adolf auf deutsch hatte herausgeben lassen, erklärte, dass das Haus Österreich auf der ganzen Welt die universelle Monarchie und die Einheit der Christen wiederherstellen wolle (eine «neue vollkomene Monarchey anrichten»), indem es die protestantische Ketzerei vernichte. Der Bericht Josts verfolgt diese These: Als Einleitung für den unverhofften Kriegseintritt der Schweden weist er auf den Kampf der Kaiserlichen gegen die protestantische Minderheit und die Reichsstädte hin. Jost sieht in Gustav Adolf nicht einen königlichen Eroberer, sondern den Verteidiger des wahren Glaubens, für den die katholischen Siege eine schwere Bedrohung bedeuteten: «[die Papisten] meinten, es könte ihnen niemand kein Widerstand thun, und wollten alles papistisch machen, und mussten alle Predicanten an etlichen Orten entlaufen.»[18]

Die Schweden hatten beträchtliche Anstrengungen gegenüber den eidgenössischen Orten unternommen, um sie dazu zu bewegen, am Konflikt teilzunehmen,[19] und die reformierten Pfarrer hatten oft als «Echo» der schwedischen Propaganda agiert; so mag auch Jost davon durchdrungen worden sein. Dass er selber Flugblätter mit schwedischer Propaganda in den Händen hielt, muss erst noch bewiesen werden, doch ist es möglich.

Wenn der Autor auch von seinen Quellen abhängig ist, so wählt er doch mehr oder weniger bewusst, seiner Gesamtsicht auf den Krieg entsprechend, seine Informationen aus. Josts Angaben zeigen klar: Die Zahlen, die Stärke der katholischen Armeen betreffend, sind viel zu hoch, daraus soll die Bedrohung für die Protestanten ersichtlich werden. Jost kennt wahrscheinlich die politischen, wirtschaftlichen und strategischen Interessen nicht, die Schweden zum Kriegseintritt bewogen haben. Für ihn ist dieser Konflikt rein konfessionell. Mit dem Kometen, dem Kriegs-Omen, nimmt Jost die biblische Idee der Sühne durch die göttliche Strafe auf.

Gustav Adolf erscheint wie der bewaffnete Arm Gottes, der die Sünder bestraft. Stolz und voller Bewunderung beschreibt er im Detail die Aushebung der eidgenössischen Söldner. Als er vom Krieg im Deutschen Reich spricht, sind Bewaffnung und Taktik der verschiedenen Armeen ein wichtiges Thema. Er beschreibt mit offensichtlichem Manichäismus den Kampf des Guten gegen das Böse. Die Verbrechen der Schweden verschweigt er, kein Wort verliert er über ihre Rückkehr aus Bayern. Im Gegensatz dazu beharrt er auf den durch die kaiserlichen Armeen begangenen Gewalttätigkeiten. Immerhin ist ihm bekannt, dass in diesem Krieg neben der Verteidigung des Protestantismus auch andere Interessen mit im Spiel gewesen sind. Er ist sich bewusst, dass ein Netz von Intrigen und Machenschaften den Konflikt verlängert hat. Das ist sicher der Grund, dass er von «Bschiss und Trug»[20] spricht, und dies genau, nachdem er den Kriegseintritt Frankreichs erwähnt hat. Nun scheint es bezeichnend, dass dies auch der einzige Grund für Frankreichs Rolle im Krieg sein soll. Das Bündnis zwischen dem nordischen Vorkämpfer des wahren Glaubens und der sehr christlichen, durch einen Kardinal der römischen Kirche geleiteten Monarchie war keineswegs vereinbar mit seiner Sicht der Dinge: der Konfrontation der Kräfte des Guten und des Bösen. Die Sache stört ihn sichtlich, aber sein Chronisten-Gewissen erlaubt ihm nicht, vollständig darüber hinwegzugehen. Er scheint in der Tat dieses unnatürliche Bündnis für die Verlängerung des Krieges verantwortlich zu machen.

Jost verbreitet sich wesentlich länger über den Kampf zwischen den Kaiserlichen und den deutschen protestantischen Fürsten. Sein Mitgefühl gegenüber den Reichsstädten und den protestantischen Brüdern, die er übrigens wegen ihres zu wenig starken Widerstandes tadelt, erklärt sich durch seine klar konfessionelle Solidarität, aber vor allem auch durch seine Angst, selber dasselbe Schicksal zu erleiden wie sie. Er sagt es ausdrücklich: «Erstlichen ist zu wissen, wäre diess schwedische Volk noch ein paar Monat lang nit über Meer ins Deutschland ingefallen, so wäre es um uns, die evangelischen Eidsgnossen zethun gsin, mir wären mehr als mit hunderttausend Mann überfallen worden, die schon in Bündten, Schwaben und allenthalben als voll uf uns gewartet, aber sobald die Schweden kamen, mussten sie all nitzig ab, und gab es uns Ruh und Fried, Gott sey Lob noch jetzt und alle Zeit Amen.»[21] Jost empfindet die ersten Kriegsjahre und die Siege der kaiserlichen Truppen als eine direkte Bedrohung für die eidgenössischen Protestanten. Vergessen wir nicht, dass die reformierten Orte in Bezug auf Einwohnerzahl und Lebensgrundlagen in der Mehrheit,

an der Tagsatzung jedoch in der Minderheit waren. Ausserdem war die Eidgenossenschaft umgeben von katholischen Ländern. Es ist nicht verwunderlich, dass Tillys Schandtaten und in erster Linie die Episode von Magdeburg Jost Furcht und Schrecken einjagten und dass er Schwedens Kriegseintritt daher als Gnade der Vorsehung ansah. Es war die Rettung für die von den feindlichen Kaiserlichen umzingelten protestantischen Eidgenossen, und dies umso mehr, als der europäische Konflikt auch in der Eidgenossenschaft selber die Stimmung in den beiden Konfessionen aufheizte.

Dieses Klima der ausserordentlichen Spannung, die im Landesinnern herrschte, gibt Jost im zweiten Teil seines Berichtes wieder,[22] den er den Ereignissen widmet, die in der Schweiz im Zusammenhang mit dem Dreissigjährigen Krieg passierten. Nacheinander spricht er den Kluserhandel und den von Konstanz an, bevor er mit der Einberufung von Söldnern und bernischen Kontingenten während des Krieges (Veltlin, Habermuskrieg usw.) endet. Unter dem Titel «Was sich wegen vorgemeldeten Kriegs ferner in der Schwytz hat zugetragen» erzählt der Chronist den Angriff von Solothurnern 1632 in der Klus von Balsthal auf eine bernische Truppenabteilung, die der zugewandten reformierten Stadt Mülhausen zu Hilfe eilen wollte.[23] Doch entgegen dem, was der Leser erwarten könnte, verdammt Jost die Solothurner nicht in Grund und Boden. Er begnügt sich damit festzuhalten, sie hätten sich wie Mörder aufgeführt («mörderlich gehalten») und zu unterstreichen, dass ihr Verbrechen in der Eidgenossenschaft einhellig als solches betrachtet werde. Jost erklärt das Ereignis als erheblich und stellt fest, dass der Einfluss der schwedischen Siege Unruhe ins Lager der katholischen Eidgenossen gebracht habe («uss Nyd und Hass der Schweden Glück»). Die katholischen Orte fürchteten tatsächlich, die reformierten wollten für den 2. Kappelerkrieg Vergeltung üben. Jost stellt fest, dass die Geister mobilisiert seien und als Folge des Kluserhandels ein Bürgerkrieg drohe: «[…] nun es gebe ein solchen Lärmen und Aufruhr unter den Eidgenossen, dass man allenthalben wollte zum Schwert greifen.» Er spricht sich über das eidgenössische Schiedsgericht aus – er verleiht ihm offensichtlich grosses Gewicht – bevor er mit dem Todesurteil über die drei solothurnischen Soldaten endet, das in der Folge dieses Ereignisses ausgesprochen wurde. Dieses Urteil hatte erlaubt, die tiefen Unstimmigkeiten, die der Kluserhandel zwischen Bern und Solothurn gebracht hatte, zu bereinigen, und die bernische Regierung hatte sich befriedigt gezeigt: «Was ihr getan, stimmt mit dem Wort und Be-

fehl Gottes überein, und wir haben uns bewegen lassen, unsere höchste Empfindlichkeit in Freundlichkeit umzuwandeln.»[24] Was Jost selber betrifft, so ist er diesmal weit entfernt, die Meinung der Gnädigen Herren in Bern zu teilen. Er empört sich über die milde Strafe gegenüber den wahren Hauptschuldigen, den zwei Landvögten Brunner und von Roll, und kann nicht umhin festzustellen, dass sich die Regierenden geeinigt hätten, den Streit zu beenden, indem sie einmal mehr die Kleinen, die Bauern, bezahlen liessen: «[...] endlich haben sie drey Mann müssen richten, Blut um Blut hiemit müssen zahlen, nun man sagte, der Schuldige schluff aus, die anderen litten den Tod, hiemit ist es ob den Landleuten ussgemacht worden.» Ihm ist es unwichtig, dass die Opfer Katholiken sind. Jost nennt die Konfession der Solothurner nirgends; die Klassensolidarität setzt sich hier gegenüber derjenigen der Konfession durch.

Ähnlich verhält es sich mit dem Abschnitt in seiner Chronik über den Feldzug des Marquis de Coeuvres ins Veltlin, den Jost merkwürdigerweise nicht mit den wichtigen Etappen des Dreissigjährigen Krieges in Verbindung bringt. Nachdem er die Situation in Graubünden korrekt zusammengefasst hat, («theil liebten den Spanier, teil die Schwytzer und Franzosen») bleibt Jost, ohne die konfessionelle Dimension des Konflikts darzulegen, bei dem stehen, was ihm wirklich am Herzen liegt: dem Schicksal des bernischen Regiments, das den Bündnern zu Hilfe geeilt war. Dessen Niederlage verletzt den Chronisten und er zeigt sich sehr kritisch gegenüber der bernischen militärischen Führung. Niklaus von Mülinen, einen der wichtigsten Politiker seiner Zeit, verschont er nicht und betitelt ihn als unverantwortlichen Draufgänger («gar ein Waghals und freches Gemüts»).[25]

Wenn Jost nicht zögert, einerseits die Unfähigkeit der bernischen militärischen Führung im Veltlin und andererseits die ungerechte Verurteilung der solothurnischen Bauern im Kluserhandel zu kritisieren, so zeigt er sich in seinem Bericht über die Affäre mit Konstanz (1633) zögernder. Dort befinden sich die Protestanten auf der Anklagebank, weil sie den Schweden in ihrem Handstreich gegen die Stadt geholfen haben.[26] Der Chronist stellt mit erstaunlicher Objektivität die Stellung der zwei Parteien dar: Die katholischen Eidgenossen behaupten, Zürich sei schuld an der Belagerung von Konstanz, weil es dem schwedischen General Horn den Durchmarsch erlaubt habe, und sie verlangen nun die aufgelaufenen Kosten für den Grenzschutz zurück. Die Zürcher Regierung bestreitet ein heimliches

Einverständnis mit den Schweden: «[...] die Zürcher aber wollten nit glauben, es seye unversehnlich geschehen und nit mit Willen, sie aber die Papisten wellend nit glauben, und heuschen für ihr Kosten ein schrekliche Summa Geld [...].» Die Argumente der beiden Lager werden in indirekter Rede vorgebracht, damit hält sich der Autor sichtlich mit seinem Urteil zurück. Kilian Kesselring, den unglücklichen Kommandanten der thurgauischen Truppen, der beschuldigt wird, seine Pflicht verletzt zu haben, erwähnt er nicht, wie er ja auch keinerlei Sympathie gegenüber Führern im Allgemeinen zeigt. In welchem Mass ist sich Jost bewusst, dass bestimmte Zürcher da ihre Hand mit im Spiel hatten? Er wagt nicht, sich zu entscheiden, und mit Zürichs Haltung fühlt er sich unbehaglich. In der Konstanzer Affäre sieht er Gefahr für die Eidgenossenschaft und fürchtet eine Vergeltung durch die katholischen Orte, sobald sich die Schweden zurückgezogen haben: «also läge diese sach unabgeschaffet etliche Jahr, gäng in Uneinigkeit, sobald die Schweden vertrieben, so hatten den Krieg wir auf dem Hals gehaben.» 15 Jahre später steht die Eidgenossenschaft tatsächlich am Rande des Abgrunds, als die Krise dann schliesslich durch den Westfälischen Frieden überwunden wird, indem er die katholische eidgenössische Vorherrschaft beendet, dies zur grossen Erleichterung des Chronisten: «Also syg Gott gelobt, wie es nun ein Rychsfrieden gemacht, und die Keiserischen nit viel gewonnen, wurde diese Sache auch zum End und Ausgang [...].»[27]

Josts Bericht über die mit dem Dreissigjährigen Krieg zusammenhängenden Ereignisse in der Schweiz beschränkt sich praktisch auf den Kluserhandel, den von Konstanz und den Feldzug des Marquis de Coeuvres ins Veltlin, hingegen kommt der Herzog von Rohan, immerhin ein protestantischer Held, nicht zur Sprache. Jost zeigt da erstaunlich wenig religiöse Leidenschaft. Die Tatsachen erzählt er auf objektive Weise, beinahe neutral. Der Leser bekommt den Eindruck, dass der Chronist auf polemische Reden verzichtet, wenn er von Dingen spricht, die in der Nachbarschaft oder anderswo in der Eidgenossenschaft passiert sind. Seine Ansicht ist da wesentlich weniger manichäisch, sei es, dass die schwedische Propaganda in der helvetischen Umgebung weniger Einfluss auf ihn hat, sei es, dass das konfessionelle Zusammengehörigkeitsgefühl durch die Zugehörigkeit zur Eidgenossenschaft und vor allem zu seinem bäuerlichen Milieu abnimmt. Mit solothurnischen Nachbarn und luzernischen Katholiken in Berührung zu kommen, sie als Eidgenossen und Bauern zu kennen, dämpft merkwürdigerweise sein religiöses Feuer. Hier kann man sich über eine

besonders bedeutende Unterlassung des Chronisten wundern: die Bündnispläne der reformierten Orte mit Schweden. Warum spricht Jost nicht davon? Zwei Erklärungen sind möglich. Vielleicht wusste Jost nichts von diesen Vorhaben, was sehr wahrscheinlich ist, wurde doch die Angelegenheit durch die Räte geheim gehalten. Oder er war gegen ein Bündnis und betrachtete die Aufrechterhaltung des Friedens in der Schweiz trotz seiner ideologischen Verpflichtung als das grösste Gut. (Übrigens stoppten die Berner die schwedische Propaganda auf ihrem Boden.) Dieser «helvetische» Standpunkt ist bei Jost manchmal vorhanden, manchmal wird er zu dem des reformierten Christen; dieser ist im allgemeinen Teil seines Kriegsberichtes besonders spürbar. Der Dreissigjährige Krieg ist die grosse Bedrohung für den schweizerischen Protestantismus, der ganz einfach zu verschwinden droht, sollte er das gleiche Schicksal erleiden wie das Reich. Josts Furcht lässt ihm Schweden als Schutzengel erscheinen. Sogar als dieses nach Gustav Adolfs Tod nur noch eine Nebenrolle spielt, bleibt es für Jost im Vordergrund. Aber auch da ist der Standpunkt des Chronisten nicht ohne Widersprüche. Während der reformierte Jost den schwedischen Siegen Beifall spendet, verurteilt der Bauer Jost den Krieg, der den Völkern, vor allem den Bauern, nur Tod und Vernichtung bringt. Wenn er auch die unternommenen Anstrengungen der Orte, die Eidgenossenschaft aus dem Konflikt herauszuhalten (Tagsatzung von Baden, das Defensionale von Wil), nicht zu kennen scheint, legt er beim Kluserhandel das Gewicht auf das Schiedsgericht, das den Katholiken und Protestanten erlaubt hat, sich zu einigen und so den Bürgerkrieg zu vermeiden. Dies zeigt, dass diese Institution den ländlichen Untertanen bekannt war und als wichtiges Element im eidgenössischen Zusammenleben betrachtet wurde. Indem Jost hervorhebt, dass alle Eidgenossen den solothurnischen Angriff verurteilten, beruft er sich implizit auf die Einigkeit der Eidgenossen und auf ihre Fähigkeit, ihre Angelegenheiten selber zu ordnen. Jost wünscht das konfessionelle Gleichgewicht und nicht die Vergeltung des 2. Kappelerkrieges.

Der Bauernkrieg

Wenn nun der Dreissigjährige Krieg die Eidgenossenschaft im Wesentlichen verschont, wenn sie die politischen und konfessionellen Nachwirkungen nur mässig zu spüren bekommen hat und vor allem Josts Emmental die Schrecken des Krieges nie kennengelernt hat, so verhält es sich mit dem Bauernkrieg 1652/53 ganz anders. Diesmal sind die Berner, Luzerner,

Basler und Solothurner Nachbargebiete im Zentrum der Unruhen, und Jost ist nicht nur aufmerksamer, betroffener, mehr oder weniger entfernter Beobachter. Im Gegenteil, er ist direkt darin verwickelt. Dennoch macht er nur am Rande mit und gibt die Sympathie für die bäuerliche Sache bald auf. Das mag erstaunen von der Seite eines Hofbauern, eines begüterten Landmannes, der zum Milieu gehört, aus dem sich die Führer und Hauptakteure des Aufstandes rekrutieren. Er schreibt: « [...] was mich betrift bin ich zeitlich von den Bauren abgefallen, und desshalben müssen wychen, und ein weil nit dörfen warten.»[28] Wurde diese Erklärung, eine der seltenen, wo Jost anders denn als Erzähler erscheint, nachträglich zur Entschuldigung geschrieben, oder ist sie zur gleichen Zeit wie das Übrige entstanden? Die Tatsache, dass er nicht in der Liste der wegen Rebellion verurteilten Personen erscheint, auch nicht mit einer leichten Strafe, und sein Urteil über den Aufstand lassen vermuten, dass die zweite Hypothese zutrifft. Wie also lässt sich seine abweichende Haltung erklären? War er ein Feigling? Das ist nicht auszuschliessen. Auf alle Fälle zeigt die Chronik, dass Jost ein gemässigter, besonnener und friedlicher Mensch war. Hat ihn wohl sein Freund und wahrscheinlich auch Beschützer, der Ammann Tobias Wild von Wynigen – er hatte die Bernburgerin Anna Küenzi geheiratet – überzeugt, den Gnädigen Herren gegenüber treu zu bleiben? Das ist nicht ausgeschlossen, aber schwierig zu beweisen. War seine Auffassung der sozialen und politischen Ordnung unvereinbar mit gewissen Forderungen der Bauern und vor allem mit einem gewissen Verhalten seiner Standesgenossen? Das ist offensichtlich, wenn man Josts Bericht aufmerksam liest. Das kurze Kapitel, das er dem «Thunergstüchel» (Thuner Aufstand) widmet und das sozusagen als Einleitung zu seinem Bericht über den Bauernkrieg dient, ist diesbezüglich aufschlussreich.[29] Der Anlass für den Aufruhr war ein Mandat der Gnädigen Herren, das den Untertanen 1641 eine auf sechs Jahre limitierte Vermögenssteuer von einem Promille auferlegte. Diese ungewöhnliche Massnahme wurde durch die beträchtlichen Militärausgaben gerechtfertigt, die der Grenzschutz während des Dreissigjährigen Krieges verursacht hatte. Im Emmental und vor allem im Aargau wurde sie sehr angefochten, nach Jost mehr wegen des angewandten Vorgehens als wegen der materiellen Gründe, und die Behörden erhielten eine klare Absage. Sie beschlossen, die Widerspenstigen streng zu bestrafen, und der Schultheiss von Thun nahm einen Mann aus Röthenbach gefangen. Die Nachricht von dieser Festnahme verbreitete sich in Windeseile im ganzen

Emmental, wo sich die Bewohner bewaffnet zusammenrotteten und nach Signau strömten, um den Gefangenen zu befreien. Doch den Ratsvertretern, die Bern sofort hinschickte, gelang es, die Geister zu beruhigen, indem sie versprachen, die Angelegenheit dem Schiedsgericht der reformierten Orte zu unterbreiten. Dieses gab im Prinzip der Regierung recht, bewegte sie aber dazu, die angefochtene Steuer in den kommenden Jahren nicht mehr zu erheben.[30] Wie beurteilt Jost die Angelegenheit und wie verhält er sich dabei? Zuerst einmal verurteilt er ganz klar den Beschluss der Gnädigen Herren, indem er die Steuer als nicht notwendig («unnothwendig») erachtet.[31] Er fürchtet vor allem, dass sie zur Dauerlösung werden könnte, und traut Berns Versprechen kaum, sie nach sechs Jahren wieder aufzuheben. Er lässt durchblicken, dass zahlreiche Präzedenzfälle sein Misstrauen rechtfertigen. Nichtsdestoweniger fügt er sich widerwillig mit einigen andern, dem Befehl nachzukommen, wie er präzisiert («mit Unwillen und Bedauren»). Warum unterwirft er sich? Jost teilt die Meinung der Aufständischen, dass die Regierung im Unrecht ist, wenn sie Neuerungen einführt und so ihr Versprechen bricht, die Freiheiten der Untertanen zu respektieren. Aber in seinen Augen rechtfertigt diese Gefährdung der erworbenen Rechte der Bauern den Ungehorsam gegenüber den Behörden nicht, handelte es sich doch um eine zeitlich begrenzte Massnahme: «[…] uf 6 Jahr hin wollte ich und andere mehr nit wider die Oberheit streben […]»[32] Seine doppelte Verurteilung sowohl der Regierung wie auch der Rebellen macht einen Grundzug seines Charakters deutlich: Er ist ein konservativer Anhänger der bestehenden Ordnung im Rechtsstaat, die sowohl von den Regierenden als auch von den Untertanen respektiert werden muss. Er verurteilt jede Gefährdung des öffentlichen Friedens und jede Gehorsamsverweigerung, denn sie verursachen nur Unglück und Betrübnis.

Der Leser ist daher nicht überrascht vom Titel, der über seinem Bericht von den Ereignissen 1653 steht: «Von dem Anfang des verwirrten, schädlichen und verdammlichen Baurenkriegs ano. 1653».[33] Auch wenn man annehmen könnte, der Titel sei später hinzugefügt worden, widerspiegelt er getreulich die Haltung des Autors. In der Tat, er urteilt sehr hart über den Aufstand seiner Standesgenossen und qualifiziert ihn als schädliche und verwerfliche Verirrung. Trotzdem hindert ihn das nicht, die Tatsachen sehr objektiv und korrekt wiederzugeben, und dies trotz einiger Irrtümer. Diese lassen sich nicht auf eine unklare Sicht der Dinge, auf Vorurteile, Voreingenommenheit oder den Willen zurückführen, die

Aufständischen anzuschwärzen – vergessen wir nicht, dass er sich kurz auf ihre Seite gestellt hat – sondern sie beruhen auf einer lückenhaften und ungenauen Kenntnis von bestimmten Ereignissen, bei denen er nicht persönlich dabei war oder möglicherweise auf einer Gedächtnisschwäche. Dies ist im Übrigen unwichtig für uns, die wir sehen wollen, wie er das Verhalten der in den Konflikt verwickelten Parteien beurteilt und weshalb der Bauernkrieg in seinen Augen verwerflich war.[34] Wer war nach seiner Meinung verantwortlich für das Unglück («unseres Unglücks im Bernergebiet»)?[35] Es waren die luzernischen Bauern aus dem Entlebuch, die sich als Erste erhoben, die sich weigerten, Vorschläge der Regierung anzunehmen, die buchstäblich die Berner verhexten («bethört»), die sie dazu verleiteten, Gewalt anzuwenden und die die Abgeordneten der Berner, Luzerner, Solothurner und Basler zum Aufstand anstachelten. Die Entlebucher hatten auf Anraten anderer «Papisten» («uss Anstiftung anderer Papisten») gehandelt. Die Sündenböcke für den Protestanten Jost sind also, wie im Dreissigjährigen Krieg, die Katholiken. Hat demnach Ernst Gagliardi in seiner Schweizergeschichte unrecht, wenn er geschrieben hat: «Das Merkwürdigste – in dieser Zeit religiöser Zerklüftung war vielleicht der Umstand, dass reformierte und katholische Landleute zu einer Interessengemeinschaft zusammenfanden, die auch das Herrentum wieder einigen musste. Soziale Gegensätze schoben konfessionelle in den Hintergrund.»[36] Sicherlich nicht, aber Josts Zeugnis zeigt klar, dass bei den Bauern die Versöhnung zwischen Protestanten und Katholiken von kurzer Dauer war, dass aber ihre Solidarität längerfristig die konfessionelle Solidarität nicht verdrängt hat, auch wenn man annimmt, dass Josts Bericht erst nach dem Ende des Villmergerkrieges entstanden ist. Dieser wird die religiösen Gegensätze wieder an die erste Stelle der Spaltung zwischen den Eidgenossen rücken.

Den Ungehorsam und die bewaffnete Rebellion – schuld daran ist die Entlebucher Bevölkerung – bedauert Jost zutiefst. Sie sind aber nach seiner Meinung nicht das Hauptverbrechen der Bauern, für das die Aufständischen gerechterweise bestraft wurden («welches uns in Ewigkeit leid dafür ist und mir dessen billich zu entgelten haben»). Was unverzeihlich, was besonders «verdammlich» ist, ist der Eid, den sie in Huttwil schworen: «ein unerhörten Eyd, hiemit Gott und ein hohe Oberkeit höchlich erzürnt».[37] Und etwas später schliesst Jost lakonisch: «der Eyd aber war nit recht, desswegen gieng es übel».[38] Sie haben ihr Unglück selber verschuldet

(«ihrem Unglück Thür und Thor aufgethan»), indem sie den alten Bündnissen der souveränen 13 Orte ein Gegen-Abkommen gegenüberstellten. Wir finden hier den aufs Legale und Legitime pochenden Jost wieder, wie wir ihn bereits vom Thuner Aufstand kennen, den Mann, für den die alten, feierlich beschworenen Verpflichtungen um jeden Preis respektiert werden müssen. Er ist der bernische Protestant, der sich, dem Befehl Zwinglis getreu, den von Gott eingesetzten weltlichen Behörden zu unterwerfen hat. Es ist das typische republikanische Gottesgnadentum des eidgenössischen Ancien Régime. Wenn die Bauern, nach Jost, das Verbrechen der Majestätsbeleidigung und damit auch der Beleidigung Gottes begangen haben, das sie sühnen müssen, so unterlässt er es doch nicht, einige Argumente zu ihrer Entlastung zu nennen. Aber es sind nicht diejenigen, die man in erster Linie erwarten würde, nämlich die Ungerechtigkeiten und den Machtmissbrauch der Regierung und ihrer Beamter. Er legt dagegen Gewicht auf die Tatsache, dass die Aufständischen nicht nach Bern marschiert waren, um die Stadt zu erobern oder um den Gnädigen Herren Unrecht zuzufügen («Mngh. zu schädigen»), sondern weil das Gerücht umging, dass fremde Truppen aus der Freigrafschaft und aus Lothringen einfallen wollten und die Regierung deshalb die Waadtländer Milizen aufgeboten habe. Das habe die Deutsch-Berner («die Deutschen») verstimmt. Jost nimmt jedoch an, dass die Anführer der Aufständischen böse Absichten gegenüber der Regierung hatten; nach seiner Meinung aber wurden diese von der Mehrzahl der Aufrührer nicht geteilt, da jene vor allem wünschten, ohne Schaden nach Hause zurückkehren zu können.[39] Andererseits ist Jost dem Unglück der besiegten Bauern gegenüber nicht gefühllos. Er widmet sogar den grössten Teil seines Kriegsberichtes dem Leiden, das sie erdulden mussten und den schweren Strafen, die ihnen auferlegt wurden. Er versäumt nicht, zu erzählen, dass die Hinrichtungen eine tiefe Erschütterung in der Gegend ausgelöst hätten («das hat alle Nachbarschaft bedauert»).[40] Der Ton, den der Chronist anschlägt, ist jedoch erstaunlich neutral, als er vom Schicksal der Opfer durch die Strafverfolgung spricht. Er zählt die Strafen und die Foltern auf, scheinbar ohne zu urteilen. Als er die Namen der hingerichteten Anführer nennt, tut er dies, ohne sie zu bedauern oder sie zu beschuldigen, so, als ob es sich einfach um eine bedauerliche Notwendigkeit handelte.

Muss man also daraus schliessen, dass Jost die Verantwortung für diesen schlimmen Krieg und seine Konsequenzen nur den Bauern zuschiebt und

die Gnädigen Herren für unschuldig erklärt? Man ist versucht, dies zu glauben, denn in seinem Bericht erwähnt er kaum allfällig berechtigte Motive für die bäuerliche Unzufriedenheit, und er betont, dass die eidgenössischen Regierungen zu verschiedenen Malen die Hand zur Versöhnung ausgestreckt hätten: «[…] Mngh. etlich Gesandte dorthin geschickt und also im Namen Mngh. alles Guts anerbotten, nemlich mit Milderung etlicher Beschwernussen.»[41] Über die Art der Belastungen, über die sich das Volk beklagt, sagt er kein Wort, wenn man von einem kurzen, vagen Hinweis zu Beginn des Aufstandes im Entlebuch absieht.[42] Erst einige Seiten weiter und ausserhalb des Bauernkrieg-Textes nennt er einen dieser Gründe der Unzufriedenheit der Untertanen, nämlich in einem kleinen Kapitel mit dem Titel «Ano 1652. waren die Bernbatzen ums halbe abgeruft».[43] Nach der Meinung Josts hat diese Abwertung des bernischen Geldes durch die Obrigkeit den Umtausch sehr durcheinandergebracht und den Wert der als «Reisgeld» in den Dorfkassen angelegten Gelder vermindert. Dieses Geld sollte als Rückstellung dienen und als Sold für die Milizen im Falle einer Mobilisation verwendet werden. Die Bauern («der gemeine Mann») konnten ihre Produkte nicht mehr verkaufen, und das gab Anlass zu zahlreichen Klagen. Diese bedauerliche Situation dauerte ein ganzes Jahr, bis die Luzerner Untertanen («die gottlosen Lucerner Landleute») sich dann gegen ihre Regierung erhoben.[44] Die Interpretation dieses Abschnittes ist nicht ganz leicht. Will Jost sagen, dass ohne den Aufstand im Entlebuch alles wieder in Ordnung gekommen wäre und letzten Endes diese Abwertung gar nicht so unerfreuliche Auswirkungen hatte, wie es die öffentliche Meinung war? Oder will er andeuten, dass die Gnädigen Herren an der bäuerlichen Unzufriedenheit schuld waren und damit, mindestens zum Teil, am Aufstand? Unter Berücksichtigung des Urteils, das Jost zum Konflikt abgibt, ist die erste Hypothese die wahrscheinlichere. Aber die zweite ist nicht einfach auszuschliessen, wenn man daran denkt, welches Gewicht er in anderen Teilen der Chronik darauf legt, die Obrigkeit daran zu erinnern, dass auch sie ihr Wort halten und die Freiheiten der Untertanen respektieren muss. Die Gnädigen Herren hatten nämlich 30 Jahre vorher versprochen, den Wert des Batzens zu erhalten. Aber vielleicht will Jost angesichts der Niederlage der Aufständischen und der doch grossen Schuld der Bauern die Regierung nicht direkt darin verwickeln, und er begnügt sich mit einem diskreten und nebensächlichen Hinweis auf die Mitverantwortung der Gnädigen Herren bei den Ereignissen 1652/53.

Aus dieser Sicht ist es interessant und erstaunt etwas, wie Josts Bericht über den Bauernkrieg endet. Nachdem er an die geografische Ausbreitung der Erhebung erinnert hat, fährt er, ohne ersichtliche Logik, weiter: «Jetzunder will ich von hochmüthigem Volk schreiben, welches auch ein Ursach dass die Hofbauren verarmen, wie voran geschrieben.»[45] Der Leser, der erwartet, in diesem Abschnitt eine Erklärung für die Verarmung der Landleute zu finden oder einen Hinweis auf den Versuch, zu beweisen, dass diese Verarmung am Anfang der Erhebung von 1653 stand, wird in seinen Erwartungen enttäuscht. Was Jost tatsächlich erzählt, ist ein «Schimpfkrieg» zwischen den Einwohnern von Wynigen und von Affoltern, ein friedliches Wortgefecht zwischen zwei Dörfern, das, obwohl es im Mai stattfand, fasnächtliche Züge aufwies. Es war «gewürzt» mit einer Art Schnitzelbank, und während mehreren Tagen gaben sich die Teilnehmer Tafelfreuden hin, schlemmten und organisierten kostümierte Umzüge.[46] Was hat dies alles mit dem Niedergang der Hofbauern und noch viel mehr mit dem Bauernkrieg zu tun? Die Antwort findet sich zweifellos in dem «wie voran geschrieben», das ein Verweis auf den Beginn der Chronik und genauer das Kapitel ist mit dem Titel «Noch mehr von den Ursachen dass die Wyniger Kilchhöri nit mehr so rych seye».[47] So lassen sich die von Jost aufgezählten Gründe, welche die Verarmung der Kirchgemeinde Wynigen erklären, kurz wiedergeben. Davon ausgenommen sind die Unglücke durch höhere Gewalt wie auch die vielen Brände von Höfen. Es sind dies die Bodenzerstückelung durch Erbteilungen; die prächtigen Aussteuern für die Mädchen aus dem Dorf, die nach auswärts heiraten; im Gegensatz dazu die kleine Zahl reicher Erbinnen, die Leute von Wynigen ehelichen; die grossen Hypothekarschulden der Bauern durch die zu hohe Bewertung der Höfe; die zu kurz anberaumten Fälligkeitstermine dieser Anleihen; die übertrieben langen Fristen, welche auswärtigen Käufern für die von den Dorfbewohnern verkauften Produkte gewährt werden; die Nachlässigkeit der Bauern punkto Verwaltung ihrer Höfe; vor allem fehlte Vieh von Qualität und seine Pflege war mangelhaft; aufwändige Hochzeiten; unmässige Kosten von Gastmählern («Gastereyen»); der Besuch von Wirtschaften und die Zunahme des Alkoholismus; die neue Gewohnheit, im Gasthaus zu essen, statt die Verpflegung selber mitzunehmen, wenn sich die Bauern auswärts, zum Beispiel zum Markt nach Bern, begaben; schliesslich die Tendenz der Hofbauern, die schweren Arbeiten nicht mehr selber auszuführen, sondern sie den Knechten und Tagelöhnern zu überlassen. In den Augen Josts haben also seine Standesgenossen die

Tugenden ihrer Väter vergessen. Er klagt sie an, faul, unfähig, verdorben und verschwenderisch geworden zu sein («liederlich und gottlos»). Daher sind sie für ihr Unglück selber voll verantwortlich, und selbstverständlich sind sie im Unrecht, wenn sie es der Obrigkeit anlasten wollen. Durch ihren Stolz sind sie auch ungehorsam geworden. Mit diesen Argumenten und indem er sie mit den erwähnten Gründen kombiniert, die zur Verurteilung der Aufständischen geführt haben, sollten die Zusammenhänge und Josts Haltung für den Leser klar werden, und er versteht besser, weshalb jener kaum von den begangenen Irrtümern und Ungerechtigkeiten der Obrigkeiten spricht.

Doch wenn er auch keine Nachsicht gegenüber den Hofbauern zeigt, so gibt es doch noch eine andere Art von Akteuren, die Jost verabscheut. Er nennt ohne Schonung die Verbrechen: Die von Bern mobilisierten Truppen führten sich wie Vandalen auf. Auf furchtbare Weise plünderten sie, zerstörten, metzelten nieder, verwüsteten, brannten nieder, machten Gefangene und schlossen sie während Tagen ohne Nahrung ein. Doch wo und wie war diese Truppe rekrutiert worden, die der Chronist uns mit den Zügen einer entfesselten Soldateska beschreibt und die sich kaum besser aufführt als die Söldner ohne Treu und Glauben, die Deutschland in Schutt und Asche gelegt hatten? Tatsächlich handelte es sich hauptsächlich um Hilfstruppen, die in den waadtländischen und den berntreuen Vogteien, in Freiburg, Neuenburg, sogar Genf aufgeboten worden waren, also mehrheitlich auch Bauern, und obendrein Bauern, die teils die gleiche Sprache, den gleichen Dialekt sprachen wie die Aufständischen. Letzteres sagt Jost jedoch nirgends, wie wenn er es weder sehen noch zugeben möchte. Die wenigen Male, wo er zu Beginn des Berichts die Herkunft der Truppen nennt, erwähnt er «Völker aus Burgund und Lothringen», «ein wenig Volk vom Welschland», «auch ein grosse Menge Volks aus dem Thurgau».[48] Dagegen ist nie die Rede von deutschsprachigen Bernern oder andern Eidgenossen. Dieses erstaunliche Stillschweigen werden wir im dritten von Jost erzählten Krieg, dem Villmergerkrieg, zu analysieren versuchen. Wir stellen fest, dass Jost, wenn er von der Landbevölkerung spricht, nur die Landleute, die Hofbauern, meint, die imstande sind, von ihrem Hof zu leben. In seinem Bericht erwähnt er die Tauner, die Tagelöhner, nie ausdrücklich. Wir erhalten beim Lesen den Eindruck, dass der Bauernkrieg sie nichts angehe, sie eine Quantité négligeable seien.

Der Villmergerkrieg

Die Präsentation dieses Bruderkrieges beginnt mit der Erinnerung an die beträchtlichen Anstrengungen, die unternommen worden waren, um den Frieden zu bewahren. Jost misst ihnen sichtlich eine grosse Bedeutung zu und findet sie ohne Vorbehalt richtig: ein neuer Beweis seiner von Grund auf friedlichen Empfindungen und des Abscheus, den ihm der Krieg einflösst. Was die misslungenen Verhandlungen betrifft, so macht er, immer sich selber treu, die Katholiken und speziell die Urkantone dafür verantwortlich.[49] Er weist hingegen darauf hin, dass Freiburg und Solothurn mit Bern zusammen einen letzten Versuch unternommen hatten, um die bewaffnete Konfrontation zu vermeiden. Im Allgemeinen ist der Ton, den er anschlägt, wenn er von den Katholiken spricht, gemässigt, obwohl sie in seinen Augen die Schuld tragen.

Dann, nach einer kurzen Rekapitulation der durch die Zürcher geführten militärischen Operationen, folgt eine lange Beschreibung der Aushebung der bernischen Truppen. Was in dieser Aufzählung der verschiedenen Kontingente, die in den Aargau zogen, erstaunt, sind einerseits die Fülle an Details und die Genauigkeit, andererseits die Zufriedenheit und der Stolz, die Jost durch diese Zurschaustellung der bernischen Streitkräfte empfindet. Wenn der erste Punkt sich recht einfach durch die Tatsache erklären lässt, dass die Truppen grossenteils durch Wynigen zogen, dass Jost also Augenzeuge ihres Durchmarsches war, überrascht der zweite von einem Mann, der eine solche Abneigung gegen den Krieg zeigt und keine Gelegenheit auslässt, die vom Militär verursachten Schäden anzuprangern. Nun, diese kritische und offenkundig negative Haltung, die das dominierende Merkmal von Josts Chronik ist, finden wir auch in seinem Bericht über den Villmergerkrieg, und dies nur einige Zeilen nach der bewundernden Beschreibung vom Aufstellen der bernischen Armee. So stellt er bedauernd fest, dass all die Männer nach der Niederlage ihr Zuhause verlassen mussten, um an den Landesgrenzen Wache zu halten, ohne je Sold zu erhalten («ohne Sold und Geld»).[50] In Wynigen wurden ungefähr 70 Männer mobilisiert und nach Burgdorf gebracht, sodass praktisch nur noch Frauen und Kinder zurückblieben. Hier finden wir den haushälterischen Jost, der gegen jede Ausgabe ist, die er unnötig findet. Er weist auch auf die herrschende Kriminalität hin während den Aarauer Verhandlungen, die den Konflikt beenden sollten.[51] Wie auch bei den anderen Kriegen, von denen Jost berichtet, schliesst er seinen Villmergerkrieg, indem er Gewicht legt auf die unerwünschten Folgen. Und er endet mit beissender Ironie:

Wurden auch die erbeuteten Fahnen und Kanonen wieder zurückgegeben, so konnte doch den Kriegsopfern das Leben nicht wiedergegeben werden: «denen Umkommenen hat man das Leben nicht wieder geben können».[52]

Wie also muss man diesen offensichtlichen Widerspruch zwischen Josts Bewunderung für die bernischen Truppen sowie ihre Stärke und seiner Verurteilung des Krieges sowie des Verhaltens des Militärs auf dem Lande erklären? Unserer Meinung nach ist die wahrscheinlichste Antwort die, dass in Jost bald der Bauer über den Berner die Oberhand gewinnt, bald, aber seltener, der Berner über den Bauern. Er reagiert wie alle Bauern seiner Zeit: Weil sie in ihren Dörfern oder auf ihren entlegenen Höfen schlecht geschützt sind, sind sie die ersten Opfer und die Hauptopfer des Krieges. Massaker, Vergewaltigungen, Plünderungen, niedergebrannte Häuser und Scheunen, Zerstörung der Ernte, Diebstahl und Schlachtungen des Viehs sind das Los der Landbevölkerung, wenn sie von der Kriegsgeissel geschlagen werden. Für sie ist es nicht von Bedeutung, ob die Armeen Schlachten schlagen, ob sie auf dem Weg zu ihrer Verlegung durchs Land marschieren oder ob sie sich in ihren Winterquartieren aufhalten. Als wohlhabender Bauer reiferen Alters mit friedlichem Temperament kann Jost nicht anders, als diese allgemeine bäuerliche Feindschaft gegenüber dem Krieg und den Soldaten zu teilen. Dazu kommt, dass er, der mit dem Geld haushälterisch umgeht, grosse Mühe bekundet, die Rechtmässigkeit jeder Ausgabe oder zusätzlichen Abgabe für die Verteidigung des Landes anzuerkennen; dies zeigt beispielweise seine Reaktion auf den Thuner Aufstand. Jost ist aber auch Berner und stolz darauf, einem so starken und respektierten Staat anzugehören. Als Berner und Eidgenosse kann er sich dem Einfluss einer langen kriegerischen Tradition nicht entziehen. Ob er will oder nicht, er ist Teil eines Volkes, das sich oft geschlagen, das seinen Ruf vor allem dank seinem militärischen Wert errungen hat, das Tausende von Söldnern liefert und jeden gesunden Mann zu den Waffen ruft. Eindeutig ist auch Jost mit dieser militärischen Allgegenwart in der Eidgenossenschaft verwachsen. Diese Koexistenz von schwierig zu vereinenden Gefühlen in seinem Innersten scheint Jost ziemlich ratlos zu machen, eher verdrängt er sie, indem er eine Art geistiger Schranke aufrichtet zwischen seiner Wahrnehmung des schönen Erscheinungsbildes der bernischen Truppen sowie der von ihr ausgehenden Stärke – einer Stärke, die ihn mit einer gewissen Zufriedenheit erfüllt – und seiner Verurteilung des Krieges im Allgemeinen sowie des hassenswerten Verhaltens der Soldaten. Dass die stolzen und tapferen

bernischen Soldaten und die plündernde, ruchlose und mörderische Soldateska dieselben Personen sind, scheint er nicht wahrhaben zu wollen, wenn wir an den Bauern- und den Villmergerkrieg denken. Wir stellen hier die gleiche Reaktion fest wie in Bezug auf die tapferen Schweden im Dreissigjährigen Krieg.

Eine Bestätigung dieser Einschätzung finden wir im letzten Kapitel, das er den Geschehnissen von 1655/56 und dem protestantischen Debakel widmet. Jost weist darauf hin, dass Letzteres starke Unzufriedenheit hinsichtlich der Führung der bernischen Armee hervorgerufen hat, und zwar in der Hauptstadt wie auch auf dem Lande. Jost teilt dieses Gefühl ganz offensichtlich, wie bereits beim Feldzug ins Veltlin. Die bernische Truppe war in der Tat gut ausgerüstet und verfügte über reichlich Artillerie. «Die Berner», schreibt der Chronist, «sind ganz heroisch ausgezogen wohl mit 50 Fahnen.»[53] Wenn diese Armee, die doch eine zahlenmässige und materielle Überlegenheit aufwies und sich ausserdem beispielhaft aufführte («ihr Bestes gethan bis in den Tod»), auf dem Schlachtfeld trotzdem eine schlimme Niederlage erlitt, so war es einzig und allein die Verantwortung der Offiziere und des Hauptkommandanten, des Generals von Erlach. Weil sie sich schlecht aufgeführt («sich schlecht gehalten»), weil sie leichtsinnig und nachlässig waren und sich hätten überraschen lassen («wegen der schlechten Wacht»), sei die Truppe geschlagen worden und habe Verluste erlitten, welche die Offiziere «gar wohl hätten verhüten können.» Der friedliche, ja pazifistische Jost fühlt sich in seiner Ehre und als stolzer Berner tief verletzt durch die traurige Niederlage, welche die tapfere und mächtige bernische Armee erlitten und die ihre Befehlshaber in Misskredit («grosse Verachtung») gebracht hatte. Sogar sein Freund, der Ammann Wild von Wynigen, entgeht der allgemeinen Missbilligung nicht und Jost scheint sie zur Hälfte zu teilen. Er stellt fest, ohne seinen Freund zu verteidigen, dass dieser Ziel massiver Kritik ist: «[von ihm] ist auch viel verkleinerlich geredt worden, man hat ihm wenig Wyn verehrt als er heim kam.»[54] In diesem Abschnitt finden wir den Jost wieder, der die Vorrechte der Gnädigen Herren respektiert und Gehorsam gegenüber der Obrigkeit predigt, der aber auch der Ansicht ist, dass diese Vorrechte legitimiert werden müssen durch verantwortungsvolles Verhalten gegenüber den Untertanen und bis zum Tod gehende Opferbereitschaft gegenüber dem Staat – womit genau die Führung der Armee ihre Pflicht verletzt hat.

Schlussbemerkungen

Welche geistige Welt zeigt sich in der Chronik des Jost von Brechershäusern, und in welchem Mass ist er ein typischer Vertreter der bernischen, ja schweizerischen Mentalität jener Zeit? Fassen wir zusammen: Ein heraustretender Zug dieses Hofbauern ist mit Sicherheit sein Festhalten an der herrschenden Ordnung und an der Ordnung überhaupt, sein Respekt gegenüber den bestehenden Einrichtungen und Autoritäten. Er ist durch und durch konservativ, gesetzestreu und der Legitimität verpflichtet. Das bedeutet in erster Linie, dass der Untertan dem Herrscher von Gottesgnaden, dem er durch Eid verpflichtet ist, Gehorsam schuldet. Jost hätte sich also nie gegen die Macht der Gnädigen Herren gestellt, wie sie 1637 formuliert worden war: «Obwohl Gott, der Allmächtige, als ein Schöpfer und Regierer aller Dinge sein Geschöpf, die Welt, immediate regieren könnte, so hat es doch seiner unergründlichen Fürsichtigkeit und Weisheit gefallen, die edelste Kreatur, den Menschen, durch das Mittel des Menschen selbst regieren zu lassen, zu welchem Ende die obrigkeitliche Gewalt für jeden eingesetzt und verordnet, dass die einen von den andern, und zwar die Minderen von den Höheren guberniert werden sollen: dannenher die Obrigkeit Gottes Statthalterin auf Erden genamset wird, also dass hieraus heiterklar erfolgt, dass welcher seiner natürlichen, von Gott gegebene Obrigkeit sich widersetzt, der Ordnung und dem Gesetz Gottes widerstrebt und dadurch des Lebens sich selbst beraubt, indem er sich des Todes würdig macht.»[55]

Aber Jost hätte zweifellos angefügt, dass diese zeitliche Macht der Gnädigen Herren nicht unbegrenzt, sondern den Landesgesetzen unterstellt war. Die Herrscher sind nach seiner Meinung ebenfalls durch ihren Eid gebunden, die alten Freiheiten der Städte und Landschaften, die sie regieren, anzuerkennen. Sie müssen sich ihrer Aufgabe würdig erweisen, haben den Staat wie gute Familienväter, wie Bauern ihren Betrieb, zu führen. Sie haben das Leben derer zu schützen, die Gott ihnen anvertraut hat. Dies sind die Hauptbegriffe, die, nach Jost, die bestehenden Beziehungen ausmachen und die in allen sozialen Belangen zwischen dem Herrschenden und den Beherrschten gelten müssen. Darin sowie in seiner hierarchischen und Standesauffassung bezüglich der Gesellschaft unterscheidet sich seine Ideologie kaum von derjenigen der Herren von Bern. Dies wird auch mit seiner Gleichgültigkeit in Bezug auf die soziale Ungleichheit auf dem Lande deutlich.

Jost ist Christ und Protestant. Er ist tief überzeugt, dass Gott die Men-

schen für ihre Sünden bestraft. So besteht für ihn kein Zweifel, dass die Katholiken Gott nicht angenehm sind, und er stellt einen direkten Zusammenhang her zu ihrem nicht mit dem Evangelium übereinstimmenden Glauben und ihrer Nichtachtung gegenüber der göttlichen Ordnung. Zu beachten ist: Erscheinen nun die deutschen «Papisten» in der Chronik wie der leibhaftige Antichrist, so ist sein Urteil über die schweizerischen Katholiken wesentlich gemässigter und differenzierter. Die Tatsache, dass er selber Katholiken persönlich kennt und daher Mühe hat, sie sich als die Verkörperung des Bösen vorzustellen, ist eins; aber es handelt sich auch, und das ist interessant, um Miteidgenossen, um Leute, die dem gleichen Volk angehören wie er.

Aufgrund dieser doppelten Gehorsamspflicht gegenüber der weltlichen Obrigkeit und dem Allmächtigen verurteilt Jost jede Erhebung, weil sie auch eine Erhebung gegenüber dem göttlichen Willen ist. Wie wir gesehen haben, ist dieses Gefühl bei ihm stärker als die bäuerliche Solidarität, vor allem bezüglich der Luzerner aus dem Entlebuch. Denn sie haben die Rebellen dazu verleitet, den Treueschwur gegenüber ihrem gesetzmässigen Herrn zu brechen. Sie taten es, weil sie «Papisten» waren.

Jost vertritt übrigens eine sehr genaue Idee davon, wie ein Bauer sein muss: arbeitsam, kompetent in seinem Beruf, sparsam (in unseren Augen bis zum Geiz), zurückhaltend im Trinken, aufopfernd für seine Familie, wenig geneigt zu (auch unschuldigen) Vergnügungen, uninteressiert an den Nichtigkeiten dieser Welt und natürlich ohne Dünkel. So stellt er einen richtig strengen Sittenkatalog auf; die Tugenden sind diejenigen der Vorfahren, und sie sind die Quelle des Wohlstandes. Auch aus dieser Perspektive verurteilt er, was modern ist, und lobt das Althergebrachte. Weil seine Zeitgenossen die alten Tugenden verschmäht haben, sind sie hochmütig geworden, hat Gott sie bestraft und kann Jost ihnen nicht in ihre Verirrungen folgen. Wir stellen fest, dass die Nächstenliebe in seinem Tugendkatalog vollkommen fehlt. Hingegen scheint manchmal ein Gefühl von Mitleid für die, die Gott straft oder die vom Unglück verfolgt werden, auf unauffällige Weise durch.

Jost ist, wir haben es gesehen, durch und durch auf Frieden bedacht, er ist Pazifist. Vor dem Krieg empfindet er tiefen Abscheu und verurteilt diejenigen, die ihn herausfordern und ihn führen. Er verabscheut plündernde und mordende Soldaten. Aber zudem ist er reformiert und begrüsst ohne Vorbehalt jeden schwedischen Sieg im Dreissigjährigen Krieg. Er ist auch Patriot, und trotz seiner Friedensliebe kann er nicht anders, als die Macht

Berns zu bewundern, sich an den gut geführten und gut ausgerüsteten Truppen zu freuen, die doch dann in die Schlacht ziehen, häufig sogar nach zwingendem Brauch im Dienst fremder Herrscher. Ebenso kann er nicht umhin, Scham und Zorn zu empfinden über die bernische Niederlage. Das zeigt seine Reaktion auf den bernischen Feldzug ins Veltlin und das Debakel von Villmergen.[56]

Jost hat ein klares Bewusstsein der Zugehörigkeit, nicht nur zu seiner Kirchgemeinde und seiner Region, sondern auch zu Bern, wenn auch sein Patriotismus klar dort aufhört, wo ein materielles Opfer von den Untertanen verlangt wird. Die Einwohner von Thun, die Mitglieder der Landgerichte des Simmentals, des Oberlandes oder des Aargaus sind für ihn keine Fremden, sondern Miteidgenossen, Glieder der gleichen Gesellschaft, der auch er angehört, nämlich des bernischen Staates. Das gilt auch für die Waadtländer Untertanen, obwohl er sich in Bezug auf sie distanzierter und auf mehrdeutige Weise ausdrückt, zweifellos wegen der Rolle, die sie im Bauernkrieg gespielt haben. Er unterscheidet auf alle Fälle klar zwischen den «Weltschen» und den «Deutschen», ohne aber die Ersteren mit Fremden gleichzusetzen und ohne einen Hinweis auf den Sprachunterschied.[57]

Jost ist Eidgenosse, das ist Teil seiner Identität. Die Eidgenossenschaft ist für ihn lebendige Wirklichkeit, wenn sie ihm auch weniger nahe steht als Bern. Er kennt seine Herkunft, erwähnt er doch den Rütlischwur.[58] Die eidgenössischen Orte und die Bündnisse, die sie untereinander verbinden, sind ihm bekannt; er ist sich aber auch im Klaren über die Spaltung zwischen Protestanten und Katholiken.[59] Was in Josts Augen eine der Haupt-Besonderheiten dieser (gespaltenen) Eidgenossenschaft ausmacht und sie vom Ausland unterscheidet, ist die wohltuende Einrichtung des Schiedsgerichts, das die inneren Konflikte zu regeln hat. Immer, wenn sich Gelegenheit bietet, ist er des Lobes voll darüber, zum Beispiel im Streit 1651 der Zürcher gegen die Urkantone. Und jedes Mal drückt er sein tiefes Bedauern aus, wenn ein Verfahren zu keinem positiven Ergebnis geführt hat.

Jost ist hingegen etwas schwankend in Bezug auf die Zugehörigkeit bestimmter Verbündeter zur Eidgenossenschaft. Mal scheint er sie als Fremde zu betrachten: «[Es kamen] auch noch andere fremde Herren uss Frankrych, England, Bundten, Wallis und sonst noch mehr fremde Herren», schreibt er bezüglich der Tagsatzung vom Januar 1656.[60] Mal betrachtet er sie beinahe wie Eidgenossen oder mindestens wie Länder, deren Schicksal eng mit dem der Eidgenossen verbunden ist, so zum Beispiel, als er von

den Bündnern im Veltliner Feldzug spricht[61] oder wenn er auf die Teilnahme der Genfer im Villmergerkrieg hinweist.[62]

Zweifellos erlaubt die Chronik Josts von Brechershäusern, die Geisteswelt dieses wohlhabenden Bauern aus dem unteren Emmental recht genau zu erfassen. Kann man daraus schliessen, dass alle bernischen oder gar schweizerischen Bauern die gleiche Weltanschauung hatten? Sicher nicht. Dieses Zeugnis ist zu einmalig und sein Autor in gewisser Hinsicht zu atypisch. Es scheint uns allerdings, dass eine Gegenüberstellung mit Zeugnissen anderer Art und anderer Herkunft klar zeigt, dass – bezüglich Gewichtung und feinen Unterschieden – die bäuerlich-bernische und eidgenössisch-protestantische Elite sehr wohl den Standpunkt und in relativ grossem Umfang die religiöse Überzeugung, Weltanschauung und die Ansichten des Hofbauern Jost teilte.[63] Dieser Bericht besitzt vor allem das grosse Verdienst, eines der für die Zeit sehr seltenen direkten, persönlichen und nicht durch die Medien bekannt gemachten Zeugnisse zu sein, die es erlauben, in die Denkweise eines Bauern einzudringen. Dies macht bei Weitem den Nachteil wett, dass es sich nicht um ein Seriendokument handelt, das sich mehr oder weniger für eine statistische Analyse anbietet, wie beispielsweise Notariats-, Gerichts-, Steuer- oder administrative Akten. Schon nur die Lektüre aus einem neuen Blickwinkel liefert Resultate, die selbst durch die jüngsten von den Geisteswissenschaftlern entwickelten Methoden nicht erreicht werden können. Sie zeigt auch ein Problem auf: passende Methoden zu finden für die Quellenbestimmung und das Forschungsobjekt selber.

Anmerkungen

[1] Das Original der Chronik und die erste Abschrift von 1725 konnten nicht wiedergefunden werden. Zwei Abschriften sind uns überliefert: eine von 1835 von Friedrich Kupferschmid, die sich in Bern im Staatsarchiv befindet; die andere, wahrscheinlich aus dem gleichen Jahr, wird in der Berner Burgerbibliothek aufbewahrt. Über Jodokus Jost vgl. Richard Feller und Edgar Bonjour, Geschichtsschreibung der Schweiz, Basel 1979, Bd. 1, S. 359 – 360.

[2] Chronik des Jost von Brechershäusern 1598 – 1656, mitgeteilt von Wolfgang Friedrich von Mülinen, in: Berner Heim, Sonntagsbeilage zum Berner Tagblatt III, 1892, S. 278 – 280, 285 – 288, 293 – 295, 302 – 303; Die Chronik des Jost von Brechershäusern, hrsg. v. Alfred Bärtschi, in: Burgdorfer Jahrbuch 25, (1958), S. 79 – 132. Wir zitieren nach dieser Ausgabe (künftig «Chronik»).

[3] Vgl. die Verweise auf Jost in: Johannes Dierauer, Histoire de la Confédération suisse, übersetzt von Auguste Raymond, Bd. 4, S. 54, Anm. 1; Richard Feller, Geschichte Berns, Bern 1953, Bd. 2, S. 538 – 539; Handbuch der Schweizer Geschichte, Zürich 1980, Bd. 1, S. 652, Anm. 251.

[4] Fritz Häusler, Das Emmental im Staate Bern bis 1798, Bern 1968, Bd. 1, S. 52.

[5] Georg C.L. Schmidt, Der Schweizer Bauer im Zeitalter des Frühkapitalismus, Bern 1932, Bd. 2, S. 85 – 86.
[6] Chronik (vgl. Anm. 2), S. 95.
[7] ibidem
[8] ibd.
[9] ibd., S. 99
[10] ibd., S. 100
[11] Aber auch da bleibt er sehr beschönigend: «vor Nördlingen [hatten die Schwedischen] auch übel gelitten», Chronik (vgl. Anm. 2), S. 101
[12] Vgl. z. B. Hans von Greyerz, Konfession und Neutralitätspolitik während des Dreissigjährigen Krieges, in: Handbuch der europäischen Geschichte, Stuttgart 1971, Bd. 3, S. 708 – 713.
[13] «Da das Geheimnis der Staatsgeschäfte als erste Kunst der Herrscherkunst galt, hielt die Obrigkeit die Einnahmen und Ausgaben, die Höhe des Staatsschatzes und die Vorräte des Zeughauses verborgen. [...] Der Berner zu Stadt und Land konnte sich nur eine undeutliche Vorstellung von den Anstalten seines Staates und eine verworrene von dem Kriegsschauplatz machen.» Vgl. Feller (vgl. Anm. 3), Bd. 2, S. 457 – 458.
[14] Chronik (vgl. Anm. 2), S. 101
[15] ibd., S. 97
[16] ibd., S. 99/100
[17] Herbert Langer, Hortus bellicus. Der Dreissigjährige Krieg. Eine Kulturgeschichte, Leipzig, 1978, S. 241 – 242.
[18] Chronik (vgl. Anm. 2) S. 101
[19] Leonhard Haas, Schweden und die Schweiz. Ein Rückblick in die Vergangenheit, in: Revue der Schweizer Geschichte, (1964), S. 46 ff.
[20] vgl. oben, S. 108
[21] Chronik (vgl. Anm. 2), S. 98
[22] Wir stellen fest, dass die Überleitung vom allgemeinen Teil des Konfliktes hin zum Teil über die Ereignisse in der Schweiz geografischer Natur ist, was zu bestätigen scheint, dass Jost beim Schreiben Gedanken verbindet: Indem er sich der Schweiz genähert hat, als er die Ausbreitung des Dreissigjährigen Krieges zusammenfasst, verknüpft er sie mit den Auswirkungnen auf die Schweiz.
[23] Chronik (vgl. Anm. 2), S. 100. Über den Kluserhandel vgl. Hans Roth, Die Solothurner Politik während des Dreissigjährigen Krieges, Affoltern, 1946, S. 86 – 95.
[24] Brief der Berner Regierung an die Solothurner Regierung, zitiert von Feller (vgl. Anm. 3), Bd. 2. S. 507
[25] Chronik (vgl. Anm. 2), S. 102
[26] ibd., S. 101. Über die Affäre mit Konstanz vgl. Albert Bachmann, Die Grenzbesetzung Zürichs während des Dreissigjährigen Krieges, 1919.
[27] Chronik (vgl. Anm. 2), S. 101
[28] ibd., S. 108
[29] ibd., S. 103/104
[30] Feller (vgl. Anm. 3)
[31] Chronik (vgl. Anm. 2), S. 103
[32] ibd., S. 104
[33] ibd.
[34] Der Ausdruck «verdammlich» erscheint mehrere Male von Josts Feder. Er spricht auch von «elender Handel und von «fauler Lärm», Chronik, (vgl. Anm. 2), S. 106

[35] Chronik (vgl. Anm. 2) S. 105
[36] Ernst Gagliardi, Geschichte der Schweiz von den Anfängen bis zur Gegenwart, Zürich 1939, Bd. 2, S. 753/754
[37] Chronik (vgl. Anm. 2), S. 105
[38] ibd., S. 107
[39] «die Anführer und Aufwickler aber, möchten wohl bösen Sinn gehabt haben, aber die anderen nit also, und wussten nit wie sie endlich mit Glimpf heimziehen könten», Chronik (vgl. Anm. 2), S. 106
[40] ibd., S. 107
[41] ibd., S. 105
[42] ibd., S. 104
[43] Über die Schwächung und Abwertung des Berner Batzens vgl. Alain Dubois, Une crise monétaire au XVIIe siècle. La Suisse pendant les années 1620 – 1622, in Etudes de Lettres (1973), n° 4, S. 40 – 54; Fritz Bürki, Berns Wirtschaftslage im Dreissigjährigen Krieg, Bern 1937.
[44] Chronik (vgl. Anm. 2)
[45] ibd., S. 108
[46] ibd., S. 130, Anm. 89 in Bärtschis Kommentar
[47] ibd., S. 96/97
[48] ibd., S. 106
[49] «wie sehr man vom Frieden redete, wie höher die Länder sich aufliessen», Chronik (vgl. Anm. 2), S. 112
[50] ibd., S. 113
[51] ibd.
[52] ibd.
[53] ibd.
[54] ibd., S. 114
[55] Feller (vgl. Anm. 3), Bd. 2, S. 544
[56] Chronik (vgl. Anm. 2), S. 102
[57] ibd., S. 106
[58] «wie die ersten 3 Eydgenossen», Chronik (vgl. Anm. 2), S. 108
[59] ibd., S. 110
[60] ibd., S. 113
[61] ibd., S. 102
[62] ibd., S. 112
[63] Vgl. die Dissertation in Vorbereitung von D. Tosato-Rigo, Jost von Brechershäusern: Univers mental et matériel d'un paysan bernois au XVIIe siècle

Anmerkungen der Übersetzerin

1. Die Dissertation liegt nun vor, sie erschien 2009.
2. «Suisse» und «cantons» habe ich meist mit «Eidgenossenschaft» und «Orte» übersetzt, gab es doch im 17. Jh. noch keine eigentliche Schweiz, sondern die 13-örtige Eidgenossenschaft, die Zugewandten Orte und die Gemeinen Herrschaften.
3. Kilian Kesselring, «der unglückliche Kommandant der Thurgauer Truppen», (S. 7) war ein Vorfahre von mir. Er musste anderthalb Jahre hinter Gittern verbringen, weil er die Schweden durch den Thurgau hatte ziehen lassen.
4. Eine Kopie dieses Ausdrucks geht an Samuel Jost, Brienz, einen Nachfahren des Chronisten.